

Mitten im tiefsten Winter

Erzählt von BERNHARD SCHULZ

Bisweilen geht ein Junge nach draußen, um das Ohr an die Schiene zu legen und zu hordchen, ob der Zug unterwegs ist. „Sie lassen sich Zeit“, sagt er. Der Güterzug soll gegen fünf da sein, aber aus irgendwelchen Gründen wird es oft sogar sieben, bis er an der kleinen Station hält.

Es ist eine Station ohne Dorf. Es gibt hier nicht einmal eine Kneipe oder einen Laden, wo man Schokoladen oder Tabakwaren kaufen könnte. Es ist eine Haltestelle für Leute, die in den Dörfern ringsum zu tun haben: Vertreter, Gelegenheitsarbeiter und Schüler.

Aber es ist ein Wartezimmer da mit einem gußeisernen Ofen, mit Wandbänken und eichenen Tischen. An den Wänden hängen vergilbte Bekanntmachungen der Eisenbahnbehörde, Transporttarife, Fahrpläne und Fahrdurch-die-schöne-Welt-Plakate. Außerdem wird Reklame gemacht für Bier, Strickwolle und Kautschuk. Von der Decke herab hängt eine Petroleumlampe, die niemals nachgefüllt wird.

Sicher gibt es nirgendwo auf der Welt eine Eisenbahnstation, die uninteressanter ist. Es ist eine Nebensackstraße in flaches Land hinein, in die Region der Äcker und Kuhweiden, der eingeleiste Schienenstrang in hinterwäldlerische Bedeutungslosigkeit.

Und doch kann ich diesen Wartezimmer nicht vergessen. Geruch nach Kohle und Fußbodenöl und Menschen schwebt mir um die Nase. Ich höre das Ticktick der Standuhr. Ich höre den Fernsprecher im Dienstraum läuten und den Morseapparat klicken. Kein Mensch weiß, was es da alles zu klicken gibt — es geschieht doch nichts?

Ich betrachte die Plakate: es sind Schiffe und Flugzeuge und feuergeplagte Berge darauf abgebildet, und auf einem ist die Akropolis dargestellt mit der Aufforderung: Athen so schnell wie möglich zu besuchen.

Niemand, der je auf diesen Bänken saß, empfand auch nur den leisesten Wunsch, die Akropolis zu sehen. Die Leute sitzen da und sprechen von Tausendern, die man gewinnen müßte, von Männern, die im Viehhandel reich geworden sind, und von Krankheiten.

Ich besinne mich in der Hauptsache auf Schnee, der auf die Wälder und Äcker und auf das Dach des Stationsgebäudes herabsank. Schnee, Schnee, Schnee. In meiner Erinnerung liegt der Wartesaal mit dem Kanonenofen mit-

ten im tiefsten Winter. Kein Winter für Sportler, aber ein Winter für Holzfäller, Schnapsbrenner und Leute mit einem Bauchladen. Auf ihren Gesichtern mischt sich das Rot des Ofens mit dem blauen Licht des vom Mond erhellten Schnees. Durch ihre Gesichtsdrehungen pendelt die Zeit mit ihrem metallischen Atem.

Ich sehe einen Mann in den Wartesaal stapfen. Er stößt an der Schwelle den Schnee ab und schließt die Tür mit dem Fuß. Der Mann trägt auf der Schulter ein Reh, trägt es wie auf dem Bild in unserer Schulbibel der gute Hirte das verlorene Schaf. Aber es ist kein verlorene Schaf, sondern ein Reh, das in einem Tellereisen gefangen wurde und das der Mann befreit hat.

Die Leute stehen auf und machen Platz. Der Mann läßt das Tier behutsam herabgleiten und bettet es auf den Fußboden in die Wärme und in das Geleucht des Ofens. Stille. Die Menschen starren wie gebannt auf den Mann und auf das Reh zu seinen Füßen. Das verleierte Fell fängt an zu tauen, aber niemand weiß, ob dem Reh damit geholfen ist. Beide Vorderläufe sind arg geschunden und vielleicht gebrochen...

Jetzt kniet der Mann sich hin und untersucht die Wunden, und das Reh richtet seine braunen Lichter auf die Hände, die es betasten. Der Mann hat keine Erfahrung mit Tieren, die in einem Tellereisen gelegen haben. Waren es Stunden, waren es Tage? Es ist das erste Reh seines Lebens, das er auf der Schulter getragen hat. Er ist gut eine Stunde unterwegs gewesen, im Wald, im Schnee, in einer Landschaft voller Bedeutungslosigkeit. Er hat die Wärme des Tierleibes in seinem Genick gespürt, er hatte den hechelnden Atem dicht an seinem Ohr, und er hat den Frevel, die Menschenhände, die Unart in den Wartesaal geschleppt.

Das Reh liegt ganz still da mit geschlossenen Lichtern. Der Mann hat seine Jacke ausgezogen und unter die Vorderläufe geschoben. Er setzt sich auf einen Stuhl und wartet. Wartet auf den Tierarzt, den der Stationsvorsteher angerufen hat, und wartet auf den Förster.

Der Zug läuft ein. Der Mann ist jetzt allein in dem Raum, der nach Kohle und Fußbodenöl riecht. Das Reh verendet auf seiner Jacke, und der Mann streichelt mit der Hand über den schmalen goldbraunen Kopf.